

# Berliner Volksblatt.

## Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“  
erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin  
frei in's Haus vierteljährlich 3 Mark, monatlich 1 Mark, wöchentlich 25 Pf. Einzelne  
Nummern 5 Pf. Postabonnement pro Quartal 3 Mark. (Eingetragen im VIII. Nach-  
trage der Postzeitungspreisliste unter Nr. 719a.)

**Insertionsgebühr**  
beträgt für die 3gespaltene Zeile über deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf.  
Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr  
Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-  
Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion und Expedition Berlin SW., Zimmerstraße 44.

### Abonnements-Einladung

Für den Monat August eröffnen wir ein neues Abonnement auf das

### Berliner Volksblatt

Frei ins Haus kostet dasselbe 1 Mark, Bestellungen werden von sämtlichen Zeitungs-Expeditoren, sowie in der Expedition, Zimmerstraße 44, angenommen.

Für Außerhalb nehmen alle Postanstalten Abonnements für die Monate August und September gegen Zahlung von 2 Mark entgegen.

Den neuen Abonnenten wird der bisher erschienene Theil des fesselnden und interessanten Romans

### „Das Kind des Proletariats“

aus der Feder von U. Rosen — soweit der Vorrath reicht — gegen Vorzeigung der Abonnementsquittung in der Expedition Zimmerstraße 44 gratis verabfolgt.

### Eine deutsch-französische Allianz.

Sollte eine solche eine Unmöglichkeit sein?  
Wir glauben es nicht. Wenn von beiden Seiten der ernste Wille vorhanden wäre, was sollte dann im Wege stehen? Wir haben uns schon einmal dahin ausgesprochen, daß eine solche Allianz nach unserer unmaßgeblichen Meinung für Deutschland vorteilhafter sei, als eine Allianz mit Rußland, und daß sie das beste Mittel sei, für Mittel-Europa einen dauernden Frieden herbeizuführen, was auch endlich eine Abklärung ermöglichen würde, sobald Frankreich und Deutschland sich nicht mehr feindlich und in Kriegsbereitschaft gegenüberstehen.

Wir wissen nicht, wie man in unseren Regierungskreisen über diese Angelegenheit denkt, indessen glauben wir, daß die dreizehn Jahre, die seit dem deutsch-französischen Kriege verfloßen sind, den Beweis erbracht haben, daß die Regierung des deutschen Reiches und diejenige der französischen Republik sich ganz gut mit einander vertragen können. Die chauvinistischen Heheleien von hüben und drüben sind im Allgemeinen ohne Wirkung geblieben. Ja, die offiziellen Blätter in Berlin haben ganz ohne Rückhalt zugestanden, der deutschen Regierung sei der Bestand der deutsch-französischen Republik ganz erwünscht, weil die Republik den Frieden mit Frankreich besser garantire, als ein „ruhmbedürftiger“ Bonaparte oder Orleans.

Nun kommt ein französisches Blatt und befürwortet eine Allianz der französischen Republik mit dem Deutschen Reich. Der Vorschlag hat viel Aufsehen gemacht. Es ist zwar nur der „Figaro“, von dem der Vorschlag ausgeht, ein durchaus reaktionäres und häufig verlogenes Blatt. Allein dies Blatt, von dem täglich 80,000 Exemplare abgesetzt werden, repräsentirt denn doch auch einen Theil der öffentlichen Meinung Frankreichs und es ist doch auch möglich, daß in diesem Blatte einmal ein vernünftiger Mann einen vernünftigen Vorschlag macht.

Man sollte nun glauben, die „friedliebende Demokratie“, wie Herr Ferry die gegenwärtig in Frankreich herrschende Partei sehr schmeichelhaft zu bezeichnen pflegt, obgleich sie seit dem Bürgerkriege mit der Kommune schon im südlichen Alger, in Tunis, in China und in Madagaskar Krieg geführt hat und theilweise noch führt. — Diese friedliebende Demokratie sollte eigentlich den Gedanken eines deutsch-französischen Bündnisses mit Vergnügen erfaßen. Aber da irrt man sich ganz bedenklich. Wir glauben ohnehin auch nicht, daß die in Frankreich herrschenden Elemente ohne Weiteres den Namen „Demokratie“ verdienen. Unter denen, die sich Republikaner nennen, befinden sich viele, die sich immer der herrschenden Form anbequemen, die unter der Monarchie Monarchisten, unter der Republik Republikaner sein wollen; es befindet sich darunter die ganze liberale Bourgeoisie, die nun der Staat und seine Gewalten für sich reklamirt und als ihre Beute betrachtet. Diese Elemente wollen kriegerischen Ruhm und Eroberungen, genau so wie die Bonapartes und Bourbonen früher gewollt haben; da in Europa Beides nicht mehr zu holen ist, so werden in anderen Welttheilen Kriege angezettelt. Es ist erklärlich, daß solchen Leuten der Vorschlag einer deutsch-französischen Allianz ungelogen kommt. Allein es lassen sich kaum triftige Gründe gegen diesen Vorschlag finden, und da der liberalen Bourgeoisie diese Gründe gänzlich fehlen, so sucht man den Vorschlag in geistreich sein sollender Weise lächerlich zu machen. Ein Organ der liberalen Bourgeoisie, die einst von Gambetta gegründet wurde, „Republique française“ übernimmt es, den Vorschlag einer deutsch-französischen Allianz zu verpöten.

Man weiß, wie diese französischen Bourgeois-Repu-

blikaner den wirtschaftlichen Fragen gegenüber ganz rathlos dastehen. Wenn einmal ein Strike, ein Arbeiterumult ausbricht, so wissen die Herren gewöhnlich nichts Besseres zu sagen, als daß die Bonapartisten oder die Orleansisten ihn angestiftet haben, und auf diese geistvolle Weise gehen sie der Diskussion über wirtschaftliche Fragen aus dem Weg. So behauptet denn die „Republique française“ frischweg, ein deutsch-französisches Bündniß könne nur den Zweck haben, in Frankreich die Monarchie wieder herzustellen. Dann sagt das Blatt weiter, daß ein Anarchist in einer Versammlung zu Paris gesagt habe, die Proletarier hätten kein Vaterland und schließt daraus geistreichend auf eine Allianz zwischen den Orleansisten und Anarchisten zum Sturze der Republik: „Die Weisen von Eu und die Anhänger der schwarzen Fahne sind geschaffen, sich zu verstehen.“

Aber was hat dies mit einem deutsch-französischen Bündniß zu thun? Ein solches Bündniß könnte doch nur geschlossen werden zur Abwehr jeden Angriffs von Westen oder Osten und zwar zur gemeinschaftlichen Abwehr; die Staatsform bliebe dadurch vollständig unberührt und ein solches Bündniß könnte für Frankreich ebensowenig die Monarchie zur Folge haben, wie für Deutschland die Republik. Die französischen Republikaner, namentlich die Gambettisten, haben früher in ihren chauvinistischen Anwandlungen so häufig die Nothwendigkeit eines Bündnisses mit Rußland betont und die „Republique française“ hat damals nie befürchtet, daß ein Bündniß mit dem absolutistischen Rußland in Frankreich die Monarchie wiederherstellen würde.

Der Vorschlag des „Figaro“ ist freilich an und für sich ohne weitere Bedeutung. Die Sache hat nur dadurch eine sehr interessante Beleuchtung erfahren, daß die „Republique française“ sich gerade in dieser Weise geäußert hat.

Wir glauben allerdings auch nicht daran, daß so bald ein deutsch-französisches Bündniß zu Stande kommen wird. Man sieht aber, daß die Abneigung der französischen Bourgeoisie gegen ein solches Bündniß ebenso groß ist, wie die unserer deutschen Chauvinisten. Beide kennen eben nicht die Interessen ihres Vaterlandes, sondern nur ihre eigenen.

### Politische Uebersicht.

Ludwig Löwe, der Mann mit der goldenen Amtskette, wird, wie es heißt, in Berlin von der deutsch-freistämmigen Partei nicht mehr als Reichstagskandidat aufgestellt, sondern einem Wahlkreise in der Provinz zugetheilt werden. Es war auch zu fürchten, daß die „lebenden Nachkisten“, wie der Herr die deutschen Arbeiter gemeinlich nennt, die Reichstage genannt hat, nicht so ganz geeignet gewesen wären, dem Manne ihre Stimme zu geben. Man kann gespannt sein, was die wackeren Provinzler zu diesem „Abhub“ der Residenz meinen werden.

Die Ausweisung russischer Unterthanen aus Berlin wird in allen Blättern lebhaft besprochen. Einem Leitartikel der „Volks-Ztg.“ über diese Maßregel entnehmen wir folgende Sätze: In Berlin befindet sich eine starke russische Kolonie, welche auf 15,000 Köpfe geschätzt wird; fast will es den Anschein gewinnen, als ob man dieselbe mit Mann und Maus, mit Kind und Kegel aus der Hauptstadt des neu gegründeten Reiches vertreiben wollte. Tagtäglich erhält eine Anzahl dieser Russen, Familienväter, welche seit Jahren friedlich unter uns leben, Studenten mit einwandfreien Pässen, Männer, die hiesige Mädchen geheiratet haben und sich der neuen Heimath freuen, Frauen, die in Berlin geboren, aber an Russen verheiratet sind, hoch und niedrig, jung und alt, den Befehl, Berlin zu verlassen. Die einen erhalten die Ausweisung ins Haus geschickt, die andern werden zwangsweise in grünen Wagen nach dem Molkenmarkt geholt; den einen wird eine Frist von einem Jahre gesetzt, den andern eine längere bis herunter zu vierzehn Tagen. Niemand aber erfährt den Grund, Niemand weiß, weshalb es ihm unterjagt wird, in Deutschland sein Brod zu suchen, wie zahllose Deutsche in Rußland ihr Brod suchen; Niemandem wird eine Anklage unterbreitet, gegen welche er sich verteidigen kann, Niemandem ein Verdacht mitgetheilt, den er entkräften kann. Wie vielen Personen bisher schon die Ausweisungsbefehle zugegangen ist, entzieht sich unserer Schätzung; man spricht von dreitausend. Die öffentliche Meinung Deutschlands wendet ihre Sympathien wie den ausgewiesenen Sozialdemokraten so den ausgewiesenen Ausländern zu, wofür sie nicht durch Gründe überzeugt wird, daß in jedem einzelnen Fall diese härteste aller Polizeimaßregeln gerechtfertigt und geboten war. Die öffentliche Meinung Deutschlands wird sich daher nicht bei den ohne Angabe von Gründen, ganz nach dem Muster der russischen Ulfas erlassenen Verfügungen beruhigen, sondern sie wird Aufklärungen verlangen. Heute thut sie das durch die Presse. Morgen wird es, wenn diese erste Mahnung keinen Erfolg hat, im Parlamente geschehen.

Unberechtigter Konkurrenz. Die „Frl. Ztg.“ schreibt unter dem 28. Juli aus Frankfurt: Gestern zogen in hellen Hosen die Erntearbeiter aus dem Fuldaischen in unsere Stadt, um auf dem Dalseeplage zur Arbeit gedingt zu werden. Die Polizei konnte dieselben an der verlängerten Zeil nicht dulden und mußte sie nach dem Bollgraben schicken, wo sich sogenannte Borarbeiter und Landwirthe einstellten und mit den Leuten ihre Verträge abschlossen. Nach dem benachbarten Griesheim kamen allein über 40 Mann. Wegen des großen Angebots von guten Arbeitskräften sind die Landwirthe der Umgegend der Unterstützung durch Militär-

nicht bedürftig; gleichwohl haben Mehrere Soldaten erbeten und auch erhalten. — Also trotz des großen Angebots von guten Arbeitskräften werden Soldaten abkommandirt. Läßt sich denn ein schreiendes Mißverhältniß denken? Wenn Mangel an Arbeitern herrschte, wäre ein solcher Umstand begreiflich und verzeihlich; denn die Erntearbeiter müssen eben rasch vorgenommen werden. Aber in den Fällen, daß Arbeiter, und zwar gute Arbeiter, wie extra betont wird, genug vorhanden sind, dürfen aktive Militärpersonen dem freien Arbeiter keine Konkurrenz machen; das ist politisch wie ökonomisch durchaus unzulässig. Wir fordern Abordnung aller Parteien, welche sich in Beseitigung von Uebelständen betheiligen, auf, die Angelegenheit im Reichstage zur Sprache zu bringen und auf Beseitigung der in Rede stehenden Mißstände zu dringen.

Auch die Cholera ist glücklicherweise bei uns Amtsgeheimniß geworden, wahrscheinlich weil der beschränkte Unterthan die Forschungen des Geheimraths Professor Dr. Koch nicht zu fassen vermag. Es wird nämlich gemeldet: „Der Geheimrath Dr. Koch hat nun doch einen Vortrag über seine Erfahrungen und Ansichten betreffs der Cholera in Südfrankreich gehalten und zwar am vergangenen Sonnabend im Reichsgesundheitsamte. Das Auditorium war der „Post“ zufolge nur ein kleines, sorgfältig ausgewähltes; die ganze Sache ist so geheim gehalten worden, daß selbst die medizinischen Kreise, mit Ausnahme einiger wenigen geladenen Kapazitäten, keine Ahnung von diesem Vortrage gehabt haben. Am Dienstag Abend fand ebenfalls im Reichsgesundheitsamte eine Diskussion der durch jenen Vortrag angeregten Punkte statt; an derselben nahmen nur die Mitglieder jenes erwähnten Auditoriums Theil.“

In Barnley in England fand die jährliche Demonstration der Mitglieder des Verbandes der Kohlengrubenarbeiter von Yorkshire unter Beihilfe von über 15,000 Personen statt. Die gefaßten Beschlüsse befürworteten eine Reform der Gesetze mit Bezug auf die Inspektion von Bergwerken und die Entschädigung für persönliche Verletzungen durch Grubenunfälle, und erklärten sich zu Gunsten einer direkten Vertretung der Kohlengrubenarbeiter im Parlament. Mit Bezug auf die Wahlreform nahm das Meeting eine Resolution an, welche die Duldung des Oberhauses streng mißbilligt und eine Einschränkung der Machtvollkommenheiten dieser Körperschaft für geboten hält.

Die französische Deputirtenkammer nahm nach unerheblicher Debatte die Vorlage über die Revision der Verfassung mit 294 gegen 191 Stimmen nach den Beschlüssen des Senates an. Diejenigen Deputirten, welche Amendements zu der Revisionsvorlage gestellt hatten, zogen dieselben zurück unter dem Vorbehalte, sie im Kongresse wieder einzubringen.

Die Cholera-Delegirten der äußersten Linken berichten aus Marseille, daß die Umgegend von Arles wie ein Lazareth aussieht. Auf kleinen Meierhöfen erkrankten und starben Leute, ohne daß ihnen Pflege und Beachtung zu Theil wird, von Desinfizierung ist nicht die Rede und man erstickt im Schmutz. Man erzählt u. A. von einem Bauernhause, wo zehn Kranke auf drei Betten vertheilt waren. In Marseille harrten der Delegirten die sechs Adjunkten des Maire, Generalräthe, Gemeinderäthe und viele Bürger, welche ihnen den herzlichsten Willkomm den und sie auf die Mairie einluden. Clemenceau besuchte dann mit seinen Kollegen das Hospital Bharo, wo noch 112 Choleraerkrankte, die meisten in der Genesung begriffen, darniederliegen, und äußerte sich als Arzt über jeden einzelnen Fall. Die Enquete soll über zwei Hauptpunkte, den allgemeinen Gesundheitszustand und die ökonomische Lage von Marseille, geführt werden.

Die italienische Industrie macht bedeutende Fortschritte. Das Marineministerium hatten eine Preisbewerbung für eine große Maschine von 6000 Pferdekraft ausgeschrieben. Sechs italienische Etablissements hatten ihre Entwürfe eingereicht und das Comité für die Schiffsrechnungen hat einen der Entwürfe gewählt und für die Ausführung genommen.

Die belgischen Merikalen arbeiten schnell! Die Kommission für das Schulgesetz hat dasselbe mit allen gegen eine (die liberale) Stimme angenommen. Die Steuer-Kommission hat das Alkohol-Steuerungsgesetz verworfen. — Nachdem die Deputirtenkammer heute die letzte strettige Wahl von Österreich trotz der nachgewiesenen großen Verluste der Merikalen — die Gerichte haben bereits die Betreffenden in Anklagezustand versetzt — nach langer Debatte mit 76 gegen 26 Stimmen für gültig erklärt, hat sie beschlossen, sich bis zum 5. August zu vertagen und auf die Tagesordnung dieses Tages den Kredit für die Besandtschaft beim Papste und das neue Schulgesetz zu stellen.

Landraub in den Vereinigten Staaten. Kürzlich ist im Kongreß zu Washington konstatirt worden, daß die großen Viehzüchter des Westens 15 Millionen Acker Bundesland ohne das mindeste Recht eingekauft haben, also das Volk darum zu berauben suchen, einzuweisen aber jede Ansiedlung kleiner Ackerwirthe, sei es unter dem Heimstättengesetz, sei es durch Ankauf, auf diesem ungeheuren Gebiete unmöglich gemacht haben. Ein einziger schottischer Lord hat die „Thelwell“ so weit getrieben, daß er in Wyoming (Kansas) 400,000 Acker einzunehmen, von denen auch noch nicht ein Fuß breit sein Eigenthum ist. Dem Kongreß ist dieser unverdächtige Raub längst bekannt gewesen; es waren aber „noble“ Schurken, um die es sich dabei handelte, und deshalb ließ der Kongreß sie gewähren. Erst nachdem die Arbeiterpresse Amerikas darüber Alarm geschlagen, fand der Kongreß es für gut, die Sache zu behandeln. Wie wird die Zeit lehren!

Ueber die gegenwärtige Arbeiterlage in den Vereinigten Staaten schreibt die „Soz. Corr.“: „Die Geschäftslage ist im Allgemeinen sehr flau und die Hochfluth der Einwanderung drückt die Arbeitspreise in manchen Branchen.“

Starke Gewerkschaftsvereine halten zwar die Löhne auf ihrem früheren Niveau, haben aber eine große Zahl Arbeitsloser zu unterstützen und versuchte Lohnreduktionen durch kostspielige Streiks zu vereiteln. In fast allen Kohlenminen von Ohio und Pennsylvania gehen Lohnreduktionen vor. Streiks sind mehr oder weniger aussichtslos, denn das Geschäft ist flau und die vorhandene Arbeitskraft für den schwachen Bedarf zu viel. In Albens, Ohio, sind 5000 Kohlenarbeiter im Streik. Da dieselben seit Monaten nur halbe Zeit arbeiteten, sind sie aller Mittel entböhrt; an Unterstützungsfonds fehlt es gänzlich und man befürchtet darum Krawalle. Mehrere nordamerikanische Eisenbahnen sind mit den Löhnen an ihre Arbeiter im Rückstand; die Lokomotivführer und Arbeiter der Jersey Central-Bahn streiken, an anderen Bahnen hat es Krawalle abgesehen. Solche Gesellschaften, welche für die Löhne ihrer Arbeiter nicht in erster Linie aufzukommen trachten, sollten von Seiten der Gerichte rücksichtslos zur Verantwortung gezogen werden. Für die hohen Saläre der Direktion etc. ist immer Geld genug in den Kassen.

Von dem in New York angeblich erfolgten Tode des Nihilisten Leo Hartmann hatten wir mit einem Fragezeichen Notiz genommen. Es handelt sich, wie wir vermutheten, auch wirklich um eine Fälschung. Ein amerikanisches Arbeiterblatt brachte die Nachricht, daß ein aus Deutschland eingewandertes Arbeiter Frank Hartmann durch die Noth zum Selbstmord getrieben worden sei. Also kein russischer Nihilist, sondern ein deutscher Arbeiter! Das Spasshafteste und Erfreulichste aber ist, daß dieselbe Zeitung den nächsten Tag mittheilte, Frank Hartmann sei nicht todt, er sei von Freunden überrascht und gerettet worden. Also auch kein Todter ist auf dem papierenen Schlachtfeld unserer blutdürstigen Blätter geblieben.

## Lokales.

a. Die Gesamtbücherzahl der in Berlin Anfangs v. J. bestehenden 23 Volksbibliotheken (es ist inzwischen noch eine Volksbibliothek hinzugekommen) betrug am 1. April 1883 96010 Bände, welche in der Zeit vom 1. Januar 1882 bis 31. März 1883 von 17 957 Lesern benutzt wurden. Die Zahl der entliehenen Bücher bezieht sich auf 402 070 Bände, von denen sich 281 738 Bände auf die deutsche Nationalliteratur, 59 812 Bände auf ausländische Literatur, 13 167 Bände auf Geschichte, 12 758 Bände auf Geographie und Reisen, 9 372 Bände auf Naturwissenschaften, 5 611 auf biographische Schriften, 5 542 auf encyclopädische Werke, 3 270 auf Technologie, 2 375 auf altklassische Literatur, 1892 auf Kunstgeschichte, 1607 auf Pädagogik und Pädagogie, 1046 auf Staatswissenschaft, 1036 auf Philosophie bezogen und der Rest der geliehenen Bücher sich auf die Fächer: Mathematik, Sprachkunde und Theologie vertheilt. Von den Lesern gehörten 6 147 dem Gewerbe- und Handwerkerstande an, 3 925 waren Frauen aller Stände, 3 820 Studenten, Gymnasialisten und Schüler, 1 647 Arbeitsleute, 1455 Beamte, 896 Lehrer und 67 Soldaten.

N. Ein konfessionirter Spielklub gehört gewiß zu den Seltenheiten. In der Franzstraße 6, bei dem Restaurateur Rudolph hat sich seit Kurzem ein Klub konstituiert, der sich „Stab-Club Einigkeit 1884“ nennt und hat derselbe seine Statuten bei dem königlichen Polizei-Präsidium unter Anführung seines Spielmodus eingereicht. Die Genehmigung zur Abhaltung der Spielabende hat der Klub erhalten.

g. Zu spät Hilfe. Zu dem in der Klosterstraße wohnenden Armen-Kommissionsmitgliede W. kann gestern früh eine auf dem Jüdenhof wohnende Frau mit einem etwa 6 Monate alten, kranken Kinde und hat Hr. W. um die Kümmernisse eines Krankenkeins. Noch während Hr. W. mit der Anfertigung desselben beschäftigt war, fing die Frau plötzlich laut an zu jammern, das Kind in ihren Armen war — todt. Es blieb Hr. W. nun nichts weiter übrig, als die tieferschüttelte Mutter zu dem an der Stralauerbrücke wohnenden zuständigen Armenarzt Dr. P. zu schicken, um sich von diesem einen Todenschein ausstellen zu lassen.

g. Diebstahl oder Käscherei? Einem in der Friedrichstraße wohnenden Kaufmann hatte einer seiner Kommiss aus einer im Komptoir frisch henden Cigarrenkiste eine Cigarre entwendet. Hierin erblühte der Kaufmann genügenden Anlaß, um das Engagementsverhältniß sofort zu lösen. Der Kommiss bestritt ihm aber das Recht hierzu und klagte sein Gehalt bis zum Ablauf der Kontraktzeit beim hiesigen kgl. Amtsgericht I ein. Er erzählte in der That ein obfliegendes Erkenntniß. „Die Entnahme der einen Cigarre,“

führt der Richter aus, charakterisirt sich nicht als Diebstahl oder Untreue im Sinne des Art. 64 des Handelsgesetzbuchs (hiernach kann die Aufhebung des Dienstverhältnisses gegen den Handlungsgehülfen ausgesprochen werden, wenn derselbe im Dienste untreu ist oder das Vertrauen mißbraucht), sondern als eine Ungehörigkeit, welche in die Kategorie des Raschens fällt, und als solche mit einer Rüge, im strengen Falle auch mit Kündigung, niemals aber mit sofortiger Entlassung zu bestrafen war. Letztere erscheint deshalb ungerechtfertigt und verpflichtet den Beklagten zu der geforderten Entschädigung.“

b. Der langjährige Altgenosse der Schuhmacher-Gewerkschaft, Rudolph Jordan, ist am Dienstag seinen langen Leiden im Krankenhanse Bethanien erlegen. Die feierliche Beerdigung desselben unter Betheiligung von Seiten des Gewerks findet am Sonntag, Vormittag 11 Uhr, von der Leichenhalle Bethanien aus, auf dem alten Louisenstädtischen Kirchhofe in der Bergmannstraße statt. Die Gewerksgenossen sind gebeten, durch ihre Theilnahme am Leichenbegängniß dem Verstorbenen, der sich der Achtung und Liebe aller, die ihn kannten, zu erfreuen hatte, die letzte Ehre zu erweisen. (Alles Nähere enthalten die betreffenden Inserate.)

y. Da kann ja ein alter Jaun wadeln. An dem, den Grundstein des zukünftigen Reichthagsgebüdes umgebenden Jaun hat ein Unbekannter mit Kreide folgenden frei nach Götthe improvisirten Vers geschrieben:  
Ueber dem Grundstein ist Ruh,  
Hinter dem Jaune spürest du —  
Raum einen Hauch.  
Still ruhen die geschäftigen Hände,  
Doch endlich findest ein Ende,  
Du auch! —

y. Schlagfertig. Der Besitzer eines hiesigen Wiener Kafés nahm seine Töchtern eine französische Gouvernante. Sein erwachsener Sohn, der mitunter auch zur Aushilfe die Dienste eines Kellners oder Marqueurs versah, ließ nicht lange damit warten, der jungen und hübschen Erzieherin seine Guldring dazubringen. Sie begegnete derselben jedoch sehr geringschätzig mit der Aeußerung: „Ich möchte wohl eine Marquisse sein, aber deshalb noch immer nicht die Frau eines Marqueurs.“ Schlagfertig erwiderte der junge Mann: „Ich möchte wohl eine Gouvernante sein, aber deshalb noch immer nicht der Mann einer Gouvernante.“

Um Mißverständnissen in Bezug auf die Ehrlichkeit unserer Droschkentischer vorzubeugen, werden wir um Aufnahme der folgenden Zeilen ersucht: Am Sonntag, den 13. Juli cr., in den Nachmittagsstunden benutzten ein Herr und eine Dame eine Droschke 1. Klasse von dem Hallesplatz an der Dresdenerstraße- Ecke nach den Felten (Thiergarten), Charlottenburg und wollten schließlich in „Schuldhorn“ aussteigen. Der Droschkentischer fuhr den Sandweg im Grunewald leer, wogegen die Fahrgäste einen näheren Waldweg einschlugen. Ersterer konnte aber schließlich in Folge des furchtbaren Unwetters nicht weiter, erbat sich Abends gegen 10 Uhr vom Bicheldorfer Förster ein entgegenkommender Weise gestelltes Vorspann-Pferd und kam mit dessen Hilfe schließlich 10<sup>1/2</sup> Uhr Abends in Schuldhorn an, wo indessen die Fahrgäste — in der Annahme, der Kutscher komme überhaupt nicht — mit anderweiter Fahrgastgelegenheit zurückgefahren waren. In der Droschke blieb nun ein werthvoller seidener Regenschirm und da der Droschkentischer ohne Bezahlung geblieben, andererseits aber nach dem Schirm wiederholt erfolglose Recherchen stattgefunden, die Fahrgäste sonst auch bisher nicht zu ermitteln waren, so sei mitgetheilt, daß das Droschkentischerbureau, Fischerstraße 14, im Interesse beider Theile die Angelegenheit erledigen möchte. — Dem Herrn Förster zum Amt-Bicheldorf sei für sein menschenfreundliches Entgegenkommen aber der wärmste Dank ausgesprochen.

a. Die jungen Berliner sind wirklich allerliebste. Dem Klempnermeister Kahle aus Neu-Weiskene ist vor einigen Tagen, wie wir berichteten, ein Breat mit einer Riste Weisblech nebst Doppel-Bonny in der Alexanderstraße, während einer kurzen Entfernung vom Fuhrwerk, gestohlen worden. Kahle begab sich bald darauf nach verschiedenen Stadttheilen auf Nachforschung nach seinem Fuhrwerk und setzte am folgenden Morgen seine Nachforschungen fort, wobei er nach der Landsberger Allee kam. Da fand er in der Nähe des Friedrichshain seinen Wagen nebst der Riste mit Weisblech, und als er damit beschäftigt war, den aussichtslos dastehenden Wagen fortzuschaffen zu lassen, sah er einen Knaben, der auf seinem Doppel-Bonny an ihn herangeritten kam. Kahle veranlaßte die Sistirung des Knaben zur Wache, woselbst derselbe angab,

in Gemeinschaft mit zwei anderen Knaben das der Alexanderstraße aufschüttslos gestandene Fuhrwerk bestiegen und darin am Tage der That Ausflüge nach Tegel, Weiskene und anderen Vororten Berlins gemacht zu haben. Der jugendliche Dieb, welcher erst zwölf Jahre alt ist, behauptet, daß weder er noch seine Kameraden beachtet haben, das Fuhrwerk sich anzuzeigen, vielmehr wollten sie die günstige Gelegenheit, unentgeltliche Spazierfahrten zu machen, benutzen. Nachdem sie bis spät in die Nacht in dem Wagen herumgefahren waren, brachten sie das Fuhrwerk nach einer abgelegenen Stelle am Friedrichshain, und am folgenden Morgen lehrten die Knaben zum Fuhrwerk zurück und veranlaßten auf dem Doppel-Bonny Neitabungen, wobei der Hauptacteur, der 12jährige Müller von dem gestohlenen überrascht wurde.

Die Mordaffäre in der Rügenstraße betreffend entnehmen wir dem „B. B. C.“ Folgendes: Die jugendliche schaurigen That waren zu Donnerstag Mittag 1 Uhr auf Anordnung des Untersuchungsrichters Herrn Landgerichtsrath Hollmann nach der Rügenstraße geladen. Der Mörder Louis Nießner, am 7. März 1852 zu Berlin geboren, wurde gefesselt zur Leiche der von ihm ermordeten ungarischen Begold geführt, um dieselbe zu rekonoszieren. Der Anblick der Leiche wurde Nießner freudig und bei dem Landesgerichtsrath Hollmann, ihm den weiteren Aufenthalt im dem Zimmer zu ersparen. Er wurde abgeführt. Nachdem die Leiche, welche im Seirsaale 3 b zur Schau gestellt, als die pp. Begold rekonoszirt worden, begannen die Gerichte ihre Arbeit. Die Ärzte, Geh. Rath Professor Liman eigenhändig, konstatarirten 22 Verletzungen an der Leiche, 4 hat nach deren Gutachten ein Stich von 7 Zentimeter Länge 4 Zentimeter Tiefe, den Tod sofort herbeigeführt. Nießner hatte bis zum April 1882 in dem Hause Bernauerstraße Hof 2 Treppen, Wohnung. Schon damals hatte M. ein Verhältniß mit der Begold und dies hatte die Frau des M. erfahren gebracht. „Um etwas Schlimmerem zu entgehen, zog die Frau von M. weg. Am selben Abend brachte die Begold Begold in seine Wohnung. Die Frau M. hatte ihren Ehegatten bisher nicht gekümmert, sie war bei M. in einer renommirten Wäschefabrik thätig und wurde daselbst in Leumundzungen ertelbt.“

z. Ein hier seit Jahren ansässiger Russe, der jetzt deutscher Ausweisungsorte verschont geblieben ist, formärker in der Erwartung einer solchen schwebt, hat die Ungenügsamkeit über das ihm bevorstehende Schicksal Herzen genommen, daß er seit einigen Tagen Spurens des Geistesgeistes zeigt. Seine unglückliche Familie hat sich selbst vorerst in die Privatbehandlung gegeben.

N. Traurige Folgen einer unsinnigen Wette. Steinträger pflegen auf Neubauten gewöhnlich 20 bis 30 Schilling einmal auf den Bau zu tragen. Gestern Nachmittag der Steinträger Wilhelm H., welcher an der Ecke der Schönhauser- und Linienstraße beschäftigt ist, mit seinen die Wette, 40 Steine bis zur dritten Etage zu tragen. Raum hatte er auf der zweiten Leiter die fünfte Stufe erreicht, als er nicht mehr weiter konnte, zu Fall kam und das rechte Bein brach. S. mußte nach der Charité gebracht werden.

\* Zur Vorsicht bei Landparthien mahnt folgender gang: Ein hiesiger junger Kaufmann hatte vorgestern mehreren Freunden eine Landparthie nach Saatenwinkel genommen und sich nach dem Frühstück zum Schlafen auf Wiese gelegt. Er wurde durch einen heftigen Schmerz rechten Augensid geweckt. Die Ursache war der Stich eines Biene, wodurch das Auge sofort stark anschwellte. Der Mann mußte sich sofort nach Berlin begeben und hier die Hilfe in Anspruch nehmen. Der Gebrauch des Augensalzes ihm heute noch nicht möglich.

z. Ueberlistet. In hiesigen merkantilen Kreisen, welche letzter Zeit vielfach von englischen, speziell von Londoner Schwindelstücken arg geschädigt worden sind, erzählt man sich folgende gelungene Uebertrumpfung einer derartigen Gaunergeschichte. Ein großer Gerbermeister in Prenslau erhielt vor einiger Zeit von einer Firma in London den Auftrag zur sofortigen Lieferung von 300 Stück Lederjoppen verschiedener Muster, die gedachte Zahl nicht auf Lager sein, so sollte der Gerbermeister nur 50 Stück sogleich und die übrigen 250 Stück allmählich bald schicken. Der Gerbermeister sandte auch 100 Stück Joppen nach London. Dies erfuhr sein Schwindler, der ihm antwortete, erst über die Firma nähere Erkundigungen einzuziehen, bevor er die größere Sendung folgen lasse.

So bemerkte der Polizeibeamte zwei oder drei Tage später einander das abgekehrte, halb bewußtlose, schmutzige Kind. Eine Woche später traf er das Mädchen wieder an der Straßenecke, auf ihrem Schoße ein Kind schaukelnd. „Geht es dem Kinde noch nicht besser?“ fragte er bleibend.

„Ach das ist ja nicht dasselbe, das Andere hatte rothhaarige Haar, das rothhaarige hat die Tante in's Krankenhanse zum Doktor getragen.“

„Sind es denn Zwillinge?“

„Ja, Herr, es sind Zwillinge.“

„Da nimm diesen Zwieback für Dich und für das Kind, kaufe dem armen Kleinen drüber in dem Keller etwas Wein.“

Dem Beispiel ihrer Verwandten folgend, gab Anna ein erhaltene Geld für sich aus.

Raum hatte sich der Polizeibeamte an das lahmlähmige Kind den Zwillingenbruder des rothhaarigen gewöhnt, als auch verschwand, und sein jugendlicher Schlingling mit einem Kinde in ungefähr dem gleichen Alter und demselben elenden Zustande erschien.

„Was! Wieder ein anderes Kind? Wo ist das, mal letzte Woche hastest, Mädchen?“

„Es ist gestorben. Ach möchten Sie mir nicht einen Pfennig schenken? Ich bin so hungrig.“

„Gestorben? Und woher kommt dieses Kind? Es ist nicht auch ein Zwilling?“

„Das Mädchen ließ den Kopf sinken, aber ein Gedächtniß löste ihre Zunge und sie antwortete: „Es ist ein Adoptivkind.“

„Ein Adoptivkind? Dahinter verbirgt sich irgend ein Frevel.“

Dieses dritte Kind war, wie schon manches vor ihm, dem Steney-Krankenhanse zum Sterben übergeben worden und Anna erlitten in der Strafe mit Sir Rupert Barth zum Arme. Rupert konnte nicht mehr allein gehen.

Der Polizeibeamte, welcher schon auf seine hungerige Freundin wartete, überreichte ihr ein paar Semmeln, während sie dieselben verzehrte, betrachtete er prüfend das Kind auf ihrem Schoße. Der Knabe, dessen Gesicht trotz der Verwundung von Krankheit und Noth, Schönheit und edlen Charakter trieb, und dessen dunkle Augen mit einem schmerzhaften erschreckenden Pathos auf ihn gerichtet waren, erinnerte ihn an seinen eigenen herzigen Kleinen dabei. Das eine Kind des Kindes zeigte ein schwarzes herzförmiges Mal.

„Woher ist dieses Kind?“ fragte der Polizist.

„Es gehört meiner Tante.“

„Nehme mir nicht solchen Unsinn vor, Anna, dieses Kind und die Zwillinge sind nicht von einer Mutter.“

„So ist es vielleicht eins von den adoptirten Kindern.“

„Nächst Du mir nicht zeigen, wo ihr wohnt, wo ihr seid.“

Das Mädchen begann zu weinen.

„Ich darf nicht. Sie würde mich tödten. Sie hat verboten, jemals ein Kind mit aus dem Hause zu nehmen.“

Und wenn sie erst einen Polizeibeamten Reht, wird sie...

Rachdruck verboten.]

## Feuilleton.

### Das Kind des Proletariers.

12] Sensationsroman von U. Rosen.

(Fortsetzung)

„Mag die kleine Bestie heulen, bis sie genug hat,“ brummte die Biehmutter, während sie ein Glas heißen Grog trank und ihre Nichte und der sechsjährige Knabe sich um die Ueberreste aus der Bettlertafel halgten.

Aber der adelige Sprößling war im Stande, seine neuen Adoptiveltern zu ermüden, ehe ihm selbst der Athem ausgegangen war. Die halb betrunkene Frau erhob sich während und versetzte ihm einen Schlag auf den Kopf, der ihn niederstreckte.

Es war die erste unwürdige Behandlung, die der kleine Baronet erfuhr. Statt sich, wie die übrigen Pfleglinge der Engelmacherin, in den Schlaf zu schluchzen, verdoppelte er sein Geschrei zu einer Höhe, daß die Nachbarn herbeieilten, um sich nach der Ursache des wüsten Lärms zu erkundigen.

Die Besuche der Umwohnenden waren unerwünscht, wo zwei oder drei Kinder halb vor Hunger, halb durch Opiumtropfen betäubt, in schlafschüchter Erstarrung dalagen, und ein anderer über eine Wunde am Kopf höhnte und ächzte, um welche sich Niemand kümmerte.

„Er schreit nach seiner Mama,“ erklärte die Biehmutter, „und es giebt kein anderes Mittel ihn zu beruhigen, als ihn schreien zu lassen, bis er nicht mehr kann. Seine Mama ist todt und das ist nicht meine Schuld.“

„Aber,“ sagte eine der Nachbarinnen, sich umschauend, „Ihre Kinder sehen entsetzlich elend aus.“

„Das sind meine Zwillinge,“ meinte die Biehmutter, auf zwei Findelkinder von verschiedenen Müttern, aber ziemlich dem gleichen Alter deutend. „Sie leiden an Zahnkrämpfen, doch hoffe ich sie trotzdem durchzubringen und das ist das Kind meiner verstorbenen Schwester. So arm ich auch selber bin, muß ich doch für den Jungen sorgen.“

Nachdem die lästigen Gäste sich entfernt hatten, hielt es das Weib an der Zeit, Sir Ruperts Aeußerungen der Abneigung gegen seine Umgebung Einhalt zu thun und stökte ihm zu diesem Zweck einen Löffel voll Opium ein.

Der gesunde Magen des Kindes warf diese zerförende Gabe aus und die gekränkte Biehmutter nannte ihn deswegen die teuflische Ränge, die ihr niemals dorgekommen sei.

Das Halten von Findelkindern brachte den verbrecherischen Eheleuten eine hübsche Einnahme, die sie aber in Trinkstuben und bei Saufgelagen in Kellerrestaurantionen verpraßten.

Der sechsjährige Knabe, den sie zur Pflege hatten, sollte in seinem sechszehnten Jahre in den Besitz von fünfshundert Pfund gelangen. Im Hinblick darauf war kein Leben geichont und er mit einer gewissen grimmigen Rücksicht behandelt worden, damit ihm dieses Geld abgelockt werden könnte, sobald ihm die Verfügung darüber zuziele.

Die Nichte erhielt ihren spärlichen Unterhalt für ihre Dienstleistungen als Kindermagd. Der Knabe mußte in den Straßen betteln und das Mädchen jede Woche einmal Almosen bei den darmberzigen Schwestern erbitten. Oft blieben die jährlichen Adoptiveltern Tag und Nacht ihrer Wohnung ferne, um wüsten Zerstreungen nachzugehen, während zu Hause die unglücklichen Kinder hinsiechten oder hinstarben, ohne daß sich irgend Jemand darum kümmerte, auch wurden Ausflüge in die Umgebung von London gemacht, wo Kinder zum Adoptiren gegen eine einmalige Geldentschädigung ausgedoten waren.

„Ich nehme das Kind nur aus reiner Liebe,“ erklärte die Engelmacherin gewöhnlich, „um mich für den Verlust meines eigenen kleinen Buppchens zu trösten, das mir gerade in demselben Alter starb. Das Erziehungsgeid wird für das Kind angelegt, wir mögen nichts davon behalten. Mein Mann und ich, wir sind bescheidene, hart arbeitende Leute. Wir verdienen schon, was wir brauchen.“

Und die Geldentschädigung wurde bei Spiel und Tanz vergeudet und es dauerte nicht lange, so bezeichnete wieder ein kleines Grab das neue Opfer der Pflanzeltern.

In dieser Atmosphäre des Verbrechens und des Glends wurden Ruperts rosige Wangen bald bleich, seine Augen verloren ihr Feuer und die braunen Locken, welche Hanna Porter so sehr geliebt hatte, waren jetzt nur ein flüchtiges Gewebe, und die Kraft seiner Lungen erschredete seine Biehmutter nicht mehr.

Anderer Kinder starben, oder fanden ihren Weg in's Krankenhanse, um dort zu sterben, oder wurden in Thorwege ausgelegt und andere wurden wiederum nach der Cassildstraße gebracht, sauber und wohlgenährt, wenn sie kamen, mager und schwach nach kurzem Aufenthalt daselbst.

Während Rupert Barth mit aller Kraft einer starken Konstitution um sein Leben kämpfte, war der Frühling vergangen und die Hitze des Sommers an seine Stelle getreten.

Die geplagte Nichte der Engelmacherin empfand in der Schwüle ihrer dunstigen Höhle den Wunsch nach etwas frischer Luft, und da ihre Tante von Morgens bis Abends fortblieb, nahm die unglückliche keine Wärterin dasjenige der Kinder, welches sich am übelsten befand, mit sich auf die Straße und setzte sich auf irgend eine Thürschwelle und beobachtete neugierig die Vorübergehenden.

Dieses hohlwangige Mädchen mit den glanzlosen, müden Augen und dem todeskranken Kinde auf dem Arm erweckte die Aufmerksamkeit eines Polizeibeamten, der seit Kurzem seinen Posten in der Nähe hatte. Armeelige Mädchen mit dürftigen Kindern waren kein ungewöhnliches Schauspiel in dieser Stadtgegend, aber der Mann war selbst Familienvater und die Liebe zu den Seinigen machte ihn auch theilnehmend für Andere und er schenkte dem hungrig aussehenden Geschöpf zwei Ruchen. Diese Freigebigkeit entleidete den Mann des Schreckens, den er sonst dem armen Ding eingefloßt hätte. Anna betrachtete ihn vielmehr jetzt in dem Licht eines Freundes, und statt ihm aus dem Wege zu geben, wie ihre scharfsichtige Tante ihr gerathen haben würde, ging sie ihm gegenüber entgegen.

befolgte auch diesen Rath und erhielt nach etwa 10 Tagen die Auskunft, daß seine Ausstraggeber — Chambragarnisten seien und im vierten Stock eines Hauses in einer der minder guten Straßen wohnten. Nun schrieb der Gerbermeister den inzwischen ungeduldig drängenden Engländern, daß die fraglichen 250 Stück Lederjoppen bereits verpackt ständen, es aber bei ihm Mühe sei, das erste Geschäft per Kasse zu machen, und die größere Sendung erst nach Eingang des Betrages für die geleisteten 50 Joppen abgeben würden. Die Herren Engländer schickten auch thatsächlich den Betrag und — der Gerbermeister behielt seine übrigen 250 Lederjoppen.

be. Eine große Anzahl russischer Juden, die theils ohne Weiteres von hier ausgewiesen, theils mit einer Ausfertigungsbillette von längerer Dauer bedacht worden sind, begeben sich in diesen Tagen mit ihren Familien nach Amerika; andere der Ausgewiesenen richten ihr Reiseziel nach Paris, die wenigsten aber nach ihrer alten Heimath. Große Bestürzung erregt übrigens, wie wir einem Privatbriefe eines in Infanterien-Kavallerie lebenden Deutschen entnehmen, unter den Deutschen in Russland wegen der Ausweisung russischer Unterthanen aus Berlin. Man befürchtet, daß die russische Regierung in gleicher Weise mit den Deutschen verfahren wird.

z. Ein recht betrübender Unglücksfall ereignete sich vorgestern Abend in der Badstraße. Das ungefähr 6 Jahre alte Töchterchen des Arbeiters Riel spielte in der Nähe ihrer elterlichen Wohnung auf dem Trottoir mit einem Stöckchen. Das Kind fiel zur Erde und stieß sich hierbei den Kopf so tief in das linke Auge, daß derselbe erst von Passanten herausgezogen werden mußte. Man brachte das schwer verletzte Kind zu seinen Eltern, welche sofort die nöthige ärztliche Hilfe in Anspruch nahmen. Es steht kaum zu hoffen, daß dem unglücklichen Mädchen die Sehkraft auf dem Auge erhalten bleiben wird.

N. Drei Kinder vergiftet. Ein entsetzlicher Unglücksfall durch Vergiftung, der bereits ein Menschenleben gefordert und zwei andere im höchsten Grade gefährdet hat, wird uns vom gestrigen Tage von dem Grundstück Kolonnenstr. 94 gemeldet. Dasselbst waren die beiden Kinder der dort wohnenden unverheiratheten Schiller, ein Knabe von 10 Jahren und ein Mädchen von 4 Jahren, sowie der 10 jährige Sohn eines dort wohnenden Arbeiters mit Lumpenportieren beschäftigt. Bei dieser Arbeit fanden die Kinder eine Dose, deren Inhalt sie für Zucker hielten und davon naschten. Kaum hatten sie das weiche Zeug genossen, als sich bald bei allen Dreien Erbrechen und andere Symptome einer Vergiftung zeigten. Ein sofort hinzugerufener Arzt ordnete die Ueberführung der Kinder nach der Königl. Charité an, wo der 10 jährige Schiller bereits sterbend eingeleitet wurde, und nach einer halben Stunde verstarb. Die beiden andern Kinder schweben trotz sofort angewandten Gegengiftes noch in größter Lebensgefahr. Die Dose soll Mausegirtel enthalten haben.

1. Im Kouisenstädtischen Theater wurde gestern das ebenso gern gegebene wie geiebene Repertoirestück „Caar und Zimmermann“ aufgeführt. Man darf wohl ohne Uebertreibung dieses Vorgangsche Wert als eines der besten in dem Genre der komischen Oper bezeichnen. Die Musik ist weniger künstlerisch als dem wahren, sinnigen Volksgelange abgelauscht und bildet so mit dem Text, der auch nur den einfachen, schlichten oder edlen Volksgedanken und den sprudelnden Volkswitz repräsentirt, ein vollkommenes, harmonisches Ganze. Die Auf- führung selbst muß im Großen und Ganzen als eine höchst gelungene bezeichnet werden. Namentlich waren die Rollen von Bett (Kaula, Bass), Peter Michaelow (Reiche als Bass, Bariton) und Marie (Frl. Deutschmann, Sopran) in gelungener Weise in schauspielerischer Hinsicht gleich ausgezeichnet besetzt. Dagegen ließ Herr Krüger als Marquis v. Chateaubault (Tenor) manches zu wünschen übrig. In den höheren Lagen, wo doch gerade bei einem Tenor der Glanzpunkt seiner Leistungen bildet, verlagert er vollständig und auch im Spiel konnte etwas mehr Sorgfalt nicht schaden. In eine so nonchalance Haltung, wie sie Herr Krüger gestern im Spiel beliebte, als er als Gesandter Frankreichs (gegen den Schluß des 1. Akts) den Caar bittet

„Wollen die Gnad' gewähren,  
Mich huldreich anzuhören?“  
dürfte wohl schwerlich jemals ein Gesandter verfallen sein, namentlich zu jener Zeit, in der man bekanntlich die größte Sorgfalt auf die Etiquette legte. Bei den Solopartien muß in erster Linie Herr Reiche und Frl. Deutschmann erwähnt werden, die beide in den Liedern, der erstere in dem so beliebt gewordenen „Einst spielt ich mit Scepter“, Frl. Deutsch-

schlagen, bis mir das Blut kommt. Sie hat schreckliche Angst vor der Polizei.“

„Ist sie jetzt zu Hause?“  
„Nein, sie ist ausgegangen. D, die hat sehr gute Zeiten. Sie geht ins Theater und ins Wirthshaus und zum Tanz, aber ich und Richard, wir müssen bei den Kindern bleiben und nach ihnen sehen.“

„Dann laßst Du mich ja ganz unbesorgt nach Eurer Wohnung führen. Ich werde längst fort sein, ehe Deine Tante zurück ist. Sieh, ich gebe Dir auch diesen Schilling.“

„D, das viele Geld. Dafür können wir, Richard und ich, ein großes Stück Cervelatwurst und Brod kaufen. Gut, ich will Sie führen, nur bleiben Sie nicht lange.“

Sie nahm Rupert wieder auf den Arm und wollte davon gehen, aber der Polizeibeamte hielt sie auf und ließ sie in einen Müllkasten eintreten und dem verhungerten Kinde eine Tasse Milch geben.

Nachdem sie bis unter das Dach hinaufgeklüffert waren, betrat sich der Polizist in der verpesteten Höhle einer berufsmäßigen Ziehmutter.

Auf dem Stroh in einem Winkel lag das größte der Waisenkinder, welches, wie Anna erzählte, die ganze Nacht geschrien hatte, jetzt aber schlief.

Das Kind war in Folge einer zu reichlichen Gabe von Morphium gestorben.

„Schmug, Mangel, Ausschweifung,“ sagte der Polizeibeamte, Notizen in sein Taschenbuch schreibend.

„In welches Krankenhaus pflegt Deine Tante die Kinder zu bringen?“

„Dort hinüber in das Stepney-Krankenhaus.“

Am Nachmittage erstattete der wackere Polizist seinen Vorgesetzten Bericht über die gräßliche Verbrechenhöhle, die er entdeckt hatte, über die sieben vor Schmutz starrenden, verhungerten und mit Schlafmitteln betäubten Kinder und die kleine Leiche auf dem Stroh. Ein Besuch im Stepney-Krankenhaus folgte, und als am Abend die gewissenhafte Ziehmutter in ihr Zimmer getaumelt war und sich auf ihr Bett niedergelassen hatte, um zu überlegen, was sie mit dem Kinde anfangen sollte, erschienen zwei Polizeibeamte bei ihr, um sie zu verhaften; ein Dritter ging ihren Mann aufzusuchen und ein Viertes brachte die ganze Adoptivfamilie zu zwei anständigen alten Frauen, die von dem Polizei-Inspektor beauftragt waren, die unglücklichen Kleinen nach Anordnungen eines Arztes zu reinigen und zu füttern.

„D, mir meine Pöbelkinder zu entreißen!“ heulte die plötzlich ganz nüchtern gewordene Ziehmutter. „Mein Herz bricht über den Tod des Kindes meiner armen Schwester, das mir starb, während ich fort war, um mir durch Waschen und Scheuern etwas Geld zu verdienen, wofür ich dem süßen Jungen ein Paar Apfelsinen kaufen wollte.“

„Sie müssen uns nach dem Stepney-Krankenhaus begleiten“, sagten die Polizeibeamten, sie ohne alle Formlichkeiten vorwärts schiebend.

„Ich werde nicht einen Schritt gehen!“

Da sie nicht gutwillig gehorchte, schleppten sie die Polizisten

mann in dem Liede „Lieblich röhren sich die Bienen“ ausgezeichnete leiteten. Auch Herr Kaula als „von Bett“ hatte seinen guten Abend, nur möchte uns gestattet sein, zu bemerken, daß auch die heiterste Komik ihre Grenzen hat, und daß ein Zuviel in dieser Hinsicht sehr leicht auf den guten Geschmack des Publikums in nicht besonders fördernder Weise einwirkt. Kunst und Publikum leiden gleichmäßig darunter, wenn man allzuweh auf die Lachmuskeln gewisser Zuhörerkreise spekulirt. Also niemals ins Possenhafte verfallen. Wie schon oben gesagt, war der Gesamteindruck ein völlig befriedigender. Jedem, der in dieser Weise Belehrung und Erheiterung schöpfen will, können wir die Opernaufführungen im Kouisenstädtischen Theater nur angelegentlich empfehlen.

## Gerichts-Zeitung.

R. Mit welchen Lappalien sich mitunter die Gerichte befassen müssen, das zeigte wiederum eine geistige Verhandlung vor der 33. Abth. hiesigen Schöffengerichts. Des Diebstahls angeklagt erschien auf der Anklagebank das Dienstmädchen Helene Schulz; dieselbe soll ihrem früheren Dienstherrn, dem Hotelier Cohn Burgstraße 20, einige Stummel Stearinkerzen, 1 Korsett, 1 Tollscheere, 1 Kopfschmiedezug und 1 Handtuch entwendet haben. Herr Cohn hatte Strafantrag gestellt und so unterlag die Sache der Entscheidung des Gerichts. Die Angeklagte giebt zu, einige Stummel Stearinkerzen für sich gebraucht zu haben; in ihrem Zimmer welches auch das zweite Dienstmädchen mitbewohnte, hätte sie kein Licht gehabt und da sie Abends öfter ihre Sachen ausbessere, so habe sie die Lichtstumpfen zur Beleuchtung verwendet. Das Korsett und die Tollscheere habe sie von einer Nichte der Frau Cohn, Fräulein Bondi, welche aus Böhmen zum Besuch hier war, geschenkt erhalten; das Handtuch und den Kopfschmiedezug habe sie von dem zweiten Dienstmädchen, welches die beiden Gegenstände unvorsichtiger Weise verbrannt habe, erhalten um sie zu verstecken, damit die Frau Cohn es nicht erfahre. Da sie dieselben nicht zu lassen mußte, so brachte sie die beiden angebrannten Gegenstände zu einer Bekannten in Charlottenburg, welche später die Sachen wieder der Frau Cohn zuschickte. Außerdem habe ihr Herr Cohn den Werth der Gegenstände noch vom Lohn abgezogen. Herr Cohn hätte mich wohl nicht angezeigt — so fährt die Angeklagte fort — wenn ich mich stellte, gefügiger gezeigt hätte er hat mir 10 Mark geboten, da ich es aber nicht gehen habe, so habe mir ein schlechtes Zeugniß ins Buch geschrieben und mich geschlagen. Zeuge Hotelier Cohn, ein starker, unterlegter Mann mit einem gewaltigen Schnurrbart, weiß von der ganzen Sache nur durch seine Frau. Da Frau Cohn im Zuschauerraum anwesend ist, so stellt der Staatsanwalt den Antrag, die Frau Cohn sofort zu vernehmen. Der Gerichtshof ist damit einverstanden. Frau Cohn, eine sehr fortpulente, kleine Frau betritt den Zeugenraum und deponirt, nachdem sie verurtheilt worden, folgendes: „Die bei der Angeklagten vorgefundenen Stücke waren noch ziemlich lang und hätten noch in der Wirtschaft gebraucht werden können: daß die Bondi das Korsett und die Tollscheere geschenkt hat, glaube ich nicht, übrigens ist mir für tausend Mark Wäsche von den Mädchen verbrochen worden und für 500 Mk. ist mir mindestens abhanden gekommen.“ (Weiterleit bei den Zuschauern.) Die kleine Frau ist ganz erschauert und erzählt weiter: „In Charlottenburg, wo die Angeklagte eine Bekannte wohnen hat, ist gebausucht worden, doch hat die Polizei nichts gefunden. Aber — so fährt Frau Cohn mit gehobener Stimme fort — es soll in Charlottenburg in der beregten Wohnung noch ein Koffer gewesen sein, den die Polizei nicht geöffnet hat, weil er einem Schlafbüchsen gehört haben soll, ist es da nicht möglich, daß meine ganze Wäsche in diesem Koffer gesteckt hat? (Weiterleit der Zuschauer.) Und nun erlaubt sich die Angeklagte hier Redensarten gegen meinen Mann — Herr Präsident, mein Mann ist ein anständiger Mann — Präsident ins Wort fallend: Verubigen Sie sich doch, die Angeklagte kann das zu ihrer Entlastung anführen! Erzählen Sie uns jetzt, wodurch Sie den Diebstahl erfahren haben!“ Zeugin: „Die Mädchen haben sich unter einander gezankt und sich gegenseitig beschuldigt, deshalb habe ich auch nicht anders denken können, als daß sie auch die andere fehlende Wäsche haben. Ich vermute das —“ Präsident unterbrechend: „Es handelt sich für heute nur um die angegebenen Gegenstände!“ „Angeklagte, haben Sie noch etwas anzuführen?“

mit Gewalt weiter, und erst nachdem sie von den Weiden an den Armen gezogen, in sitzender Stellung über einige Stufen der Treppe gestiegen worden war, fand sie es bequemer, sich auf ihren Füßen fortzubewegen.

In dem Stepney-Krankenhaus wurde sie zunächst in die Leichenkammer geführt. Dort lag eine kleine Leiche mit allen Spuren des Hungertodes.

„Wer ist dies?“ fragte der Polizeidiener.

„Das ist Emma“ erwiderte sie; dann genauer hinsiehend, fügte sie hinzu: „Nein, das ist Alice,“ und sie war im Begriff, sich auf das todt' Kind niederzubeugen und es zu lässeln, aber einer der Männer, von Ekel erfaßt, schleuberte sie weg.

Sie wurde in das Krankenzimmer geführt. Eine Wärterin sah mit einem andern verklemmten und abgekehrten Kinde auf dem Schooß. Es war im Krankenhaus gereinigt worden und man hatte alles ausgeboten, der Kleinen Leben zu retten.

„Werden Sie es durchbekommen?“ fragte der Polizeidiener mit Thränen des Mitleids im Auge.

„Das läßt sich noch nicht sagen. Ist das die mörderische Dede?“

„Mörderisch?“ leuchte die Ziehmutter.

„Sie werden höchstwahrscheinlich wegen Todtschlag vor Gericht kommen, Weib.“

„Das ist Emma. Mich kann kein Tadel treffen. Ich habe mein Bestes für die Kinder gethan und sie nie unsanft betührt.“

„Eins der armen Kleinen wurde mit einem gebrochenen Arm hierher gebracht,“ sagte die Wärterin.

„Ja, das war aus dem Bett gefallen.“

Vor dem Krankenhaus hielt der Gefängniswagen und die treue Ziehmutter wurde in's Gefängniß überführt, wo ihr Gatte gleichfalls einige Stunden später Obdacht fand.

Am nächsten Morgen waren alle Zeitungen voll von den Gräueln der Kinderpächterin. Ganz London hallte davon wieder.

Die entsetzliche Wohnung unter dem Dache, wo die Adoptivkinder einem schnellen und doch qualvollen Tode entgegen saßen, wurden genau beschrieben und die Fälle, welche im Stepney-Krankenhaus zur Behandlung gekommen waren, er-mangelte man nicht, einzeln aufzuführen. Gräueln unerhörter Art kamen plötzlich zu Tage und wurden in allen Kreisen der Gesellschaft besprochen.

Der kleine sechsjährige Straßenaraber, der Erbe von fünf-hundert Pfund, dem schon in diesem jungen Alter die Neigung zum Verbrechen in's Herz gepflanzt worden war, figurirte in den Spalten der Blätter, ebenso die Nichte, welche ahnungslos das Verleugern der Entdeckung all dieser Schandthaten geworden war. Alle Berichte aber verwillen mit besonderer Vorliebe bei einem sehr schönen Kinde, einem Knaben von etwas über zwei Jahren mit dunklen Augen und braunem Haar und offenbar sehr kräftiger Konstitution, mit dem die Ziehmutter zwanzig Pfund bekommen hätte, und der die äble Behandlung überleben zu wollen schien, da er sich jetzt in sorgfältiger Pflege befand.

(Fortsetzung folgt.)

Angeklagte: „Ich habe das ganz werthlose Korsett hier und erlaube mir, es dem Herrn Staatsanwalt zu überreichen.“ (Die Angeklagte wickelt aus einem Stück Zeitungspapier ein mit braunem Zeug überzogenes, schmutziges Stahlkorsett, welches sie dem Staatsanwalt zeigt und dann wieder einwickelt.) Der Staatsanwalt hält indeß die Angeklagte in allen Punkten für schuldig und beantragt, da der erforderliche Strafantrag von Seiten des Herrn Cohn vorliegt, 1 Woche Gefängniß. Der Gerichtshof beschließt nach längerer Berathung, die Verhandlung zu vertagen und Fräulein Bondi, den Kriminalschugmann Klemm und die Frau Cohn zu dem neu anzuberaumenden Termin als Zeugen zu laden.

## Arbeiterbewegung, Vereine und Versammlungen.

Aufruf! Metallarbeiter Berlins! Große öffentliche Generalversammlung sämmtlicher Metallarbeiter Berlins, wie Klempner, Gürtler, Drucker, Schmittarbeiter, Presser, Former, Galvanisierer, Blechschlagger etc. Sonntag, den 3. August, Vormittags 10 Uhr, im Lokale Königsplatz, Große Frankfurterstraße 117, früher Rohrmann. Tagesordnung: 1) Die Nothwendigkeit einer lokalen Fachorganisation der Berliner Metallarbeiter. Referent: Herr Stadts. Ferd. Oswald. 2) Verschiedenes. Gewerkschaften aller Branchen! Den Wünschen unserer in den verschiedensten Stadtvierteln domicilirenden Gewerkschaften Rechnung tragend, haben wir es nun unternommen, mit unsern längst geplanten Wanderversammlungen zu beginnen, und ist die oben angeführte die erste von diesen. Niemand jedoch von Euch Kollegen der Louisestadt und aller übrigen Stadtviertel darf sich träumen lassen, daß er in dieser Versammlung nicht zu erscheinen nothwendig habe. Alle, Mann für Mann, sind wir verpflichtet, allüberall, wo es sich um unsere Interessen handelt, wo die wichtigste Frage, unsere Existenz und Wagenfrage, das materielle wie das geistige Wohl unserer Familie berathen und diskutiert wird, ist es unbedingte Pflicht zu erscheinen und darum auf zur Versammlung am Sonntag, wo unser alter Kämpfer in der Gewerkschaftsbewegung wiederum unsere Interessen in Wort und That vertreten wird, sagen wir, daß uns kein Weg zu weit wird, an den gemeinsamen Beratungen zur Aufbesserung unserer so traurigen Lohnverhältnisse theilzunehmen, um stets wohl organisiert der so rapid um sich greifenden Grundproduktion und der damit eng verknüpften Lohnreduktion energisch den Weg zu vertreten zu können. Die Kommission. J. B.: A. Regband. NB. Mit dem 1. August haben wir Ritterstraße 123, im Restaurant Sobole, ein unentgeltliches Arbeitnachweise-Bureau errichtet und wird selbiges sämmtlichen Kollegen Morgens und Abends von 8-9 Uhr geöffnet sein. Die Poststellen befinden sich ebendasselbst wie auch an jedem Sonntage bei Funke, Bringen- und Annenstraßen-Ecke.

Die Maurer tagten Mittwoch, den 30. d. M. im Saale „Sansonci“, Kottbuserstr. 4 dem Gebahren der Krankenkasse gegenüber Stellung zu nehmen, welches darauf hinausläuft, die rüchständigen Beiträge exekutorisch einzuziehen. — Als erster Redner nahm Herr K o n r a d das Wort, und entwickelte derselbe in sachlicher Weise die Gründe, welche den größten Theil der hiesigen Maurer veranlaßt hätten aus der alten Gewerkschaftenkrankenkasse aus- und der freien eingeschriebenen Hilfskasse „Grundstein zur Einigkeit“ beizutreten. Er zeigte an einzelnen dramatischen Fällen, wie in der alten Kasse die freie Selbstbestimmung überhaupt nicht existiren könne, und betonte hauptsächlich, daß jeder dafür Sorge tragen müsse, nur einer Kasse anzugehören, die auf freie Selbstverwaltung basire. Von einer solchen könne aber in der alten Gewerkschaftenkrankenkasse keine Rede sein, und wer irgend wie noch den geringsten Zweifel darüber gehabt hätte, den dürften wohl namentlich die letzten 2 Jahre eines Besseren belehrt haben. Der Vorstand habe stets nach eigenem Gutdünken gehandelt und achte nicht einmal die statutarischen Bestimmungen, wie dies deutlich aus den exekutorischen Eintreiben der rückständigen Beiträge hervorgehe. Das Statut belege, daß alle diejenigen, die 4 Beiträge schulden, als zu der Kasse zugehörig nicht mehr zu betrachten seien. Dem aus diesem ganz unangehörigen Vorgehen des Vorstandes ersandenen Proseß sehe man sehr ruhig entgegen und wäre derselbe sicher schon zu Gunsten der Mitglieder entschieden, wenn nicht durch ein unvorhergesehenes Ereigniß (Fehlen des Richters) diese Angelegenheit hätte vertagt werden müssen. Zum Schluß erwähnt Redner sämmtliche Kollegen, sei zusammen zu halten und alle vorgekommenen Unregelmäßigkeiten zur Kenntniß des Vorstandes der hiesigen Filiale der Krankenkasse „Grundstein zur Einigkeit“ zu bringen. Im weiteren Verlaufe der Debatte ergriffen noch die Herren Schöl, Reinge, Erdmann und Peter das Wort, um theils die Ausführungen des Herrn Conrad zu unterstützen, theils dieselben zu ergänzen. Der letzte Redner, Herr Peter, wies speziell darauf hin, wie das Kranken- und Unfallversicherungsgesetz keineswegs den Erwartungen der Arbeiter entspreche und daher auch niemals den erzielten Zweck erreichen werde. Nach einstimmiger Annahme folgender Resolution wurde die Versammlung, die einen sehr ruhigen Verlauf genommen hatte, geschlossen. „Die heute in Sansonci tagende Versammlung protestirt auf das Entschiedenste gegen die Maßregeln des Vorstandes der alten Gewerkschaften. Die Versammlung erklärt sich ferner damit einverstanden, eine Deputation von 3 Mitgliedern zu wählen, die bei der zuständigen Behörde darüber vorstellig werden soll, daß man erst die Mitglieder ihrer Rechte entbinde und dann noch die restirenden Beiträge exekutorisch eintreiben laßt.“

Der Arbeiterbezirks-Verein des werktätigen Volkes der Schönhauser Vorstadt hielt am Mittwoch Abend im Meißner Lokal, Schönhauser-Allee 161, eine außerordentliche Versammlung ab. Dasselbst hielt der Stadts. Herr G o e r t z einen Vortrag über „Arbeiter-Kolonie und Kolonisation.“ Referent verwies zu Anfang seines Vortrages auf die Ueberproduktion, die so viele deutsche Arbeiter aus ihrer Arbeit verdränge, welche in der Hoffnung, jenseits des Ozeans in etwas besseren Verhältnissen ihr Leben fristen zu können auszuwandern. Aber die Reisten sehen sich getäuscht! Denn in Amerika suche der Kapitalist den Arbeiter auch nach Möglichkeit auszubenten. Redner führte weiter an, es stehe doch thatsächlich fest, daß doch nur diejenigen solche Reise unternehmen können, die etwas bemittelt sind, dagegen die Unbemittelten für ihren Lebensunterhalt hier durchzukämpfen hätten. Diesen stehe nun noch die Konkurrenz (der Zuchtshausarbeit) gegenüber, mit welcher der freie Arbeiter nicht konkurriren kann. Es kommen nun hierzu noch die Arbeiterkolonien, die dem freien Arbeiter auch noch die Arbeit entreißen, und so den Arbeiter zwingen, als Lohndiener auf die Landstraße zu gehen, um in einer solchen Anstalt Aufnahme zu suchen. Schließlich würden die Anstalten überfüllt, es müßten neue Kolonien geschaffen werden. Zum Schluß betont Redner sich zu vereinen und zu organisiren, und Männer zu wählen, die für Sozialreform eintreten, wie Normal-Arbeitstag, Aufhebung der Zuchtshausarbeit. Als hierauf der Vorsitzende Herr Schulz seinen Dank erstattet, für den gehaltenen sehr interessanten Vortrag, erhoben sich die Versammelten von ihren Sigen, um ihre vollste Anerkennung kund zu geben.

Der Kampf der Bäcker-Gesellschaft gegen den Meister-Annungs-Verband „Germania“ wird immer heftiger. Nachdem am 17. d. durch das feste Zusammenhalten der Gesellen der Versuch des Annungs-Vorstandes, einen Gesellen-Ausschuß wählen zu lassen, gescheitert ist, hat jetzt beflagter Annungs-Vorstand folgende „Belannmachung“ den Gesellen übermitteln lassen: „Mit dem 1. Dezember 1884 müssen sämmtliche Krankenkassen dem Gefes entsprechend umgeändert sein. Für die Bäcker-Gesellen Krankenkasse würden sonach in Bezug auf den monatlichen Beitrag, sowie auf die Höhe der

